

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

N^o 35.

Mittwoch, den 28. Februar

1838.

Unterhaltungsblatt.

Die Pfeife.

(Fortsetzung.)

Ich mußte glauben, daß ich in der Nähe des Schlachtfeldes sey, da ein dicker Rauch über der Gegend aufstieg, wo ich das von den Siegern besetzte Dorf vermuthete. Das war das Zeugniß einer unter Freudenfeuern verlebten Nacht. Je weiter ich durch die Büsche vordrang, welche das Dorf umgaben, desto mehr gewann der Rauch eine röthliche Färbung, und es verbreitete sich ein Geruch von Gebratenem, der wohl einen Europäer in einem Lande erschrecken konnte, wo die Menschenfresserei nicht ganz unbekannt war. Als ich in's Freie trat, lag eine geräumige Ebene vor mir, zum Theil mit halbverbrannten Gegenständen bedeckt, die noch von Zeit zu Zeit aufflammten, und auf denen ohne weitere Vorrichtung ganze Schöpfe mit Fleisch und Wolle und Hirschen mit ihren Hörnern brien. Der Anblick war traurig und verpestend. Man wird nicht fragen, ob ich noch weit von dem Dorfe war, in welches ich wollte. Ich befand mich auf der Stelle, wo es gestanden. Dieser Feuer- und Aschenhaufen verrieth das Schicksal, welches es durch die Mauren erlitten. Es bedurfte keiner weitläufigen Auseinandersetzung, um zu begreifen, daß dieß geröstete Fleisch der Rest des von den Schwarzen eroberten Vieh-Contingents war, das ihnen von den Mauren wieder entzissen worden war. Später erfuhr ich, daß die Mauren mitten in der Nacht ihre vom Siegesrausch und Branntwein zu Boden gestreckten Ueberwinder überfallen und leicht bemeistert hatten. Die Schwarzen wurden einigen zartfühlenden Sklavenhändlern an der Küste zugeführt, das Vieh verbrannten sie sammt dem Dorfe, um in ihrem Kriegsmarsche nicht durch die Heerden aufgehalten zu werden.

Der Sieg der Mauren war nicht so ganz ohne grausame Gewaltthatigkeiten gewesen, daß nicht noch hie und da an Bäume gehängte Schwarze im Rauche schwankten. Der Naturmensch macht bei jeder Gelegenheit seine Rechte geltend.

IX. Jahrgang.

Ist er auch nicht sanft und menschlich, wie ihn die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts geschildert, so liegt doch in seinem Charakter etwas Menschenfresserisches, Mordmörderisches und Brandstiftungsgieriges. Niemand ist vollkommen.

Während meine Augen noch über diese Spuren des Blutbades hinirrten, ward mir ein anderer noch schrecklicherer Anblick. Unter den schwarzen, vom Feuer gedörrten Körpern befand sich auch der Leichnam eines Weißen, den man verkehrt aufgehängt, wahrscheinlich um ihm eine Ehre zu erzeigen. An der Frische des Fleisches erkannte man leicht das noch sehr jugendliche Alter des Schlachtopfers. Als ich diesen einzigen weißen Leichnam unter den schwarzen sah, durchzuckte mich ein unseliger Gedanke. Es war ohne Zweifel der des Königs, der eben so schnell von den Schwarzen erwählt, als von den Mauren gehängt worden war; es war der des jungen Mannes, welchen ich suchte; aber wie dessen gewiß werden? Ich hatte ihn nie gesehen, und außerdem hatten ihm die Mauren, in Folge ihrer ehrerbietigen Auszeichnung, erst den Kopf abgeschnitten, bevor sie ihn an den Füßen aufgehängt.

Ich bekenne, daß ich mir nur zwei Möglichkeiten gedacht, Emil Dar zu begegnen: ihn zu sehen oder nicht zu sehen; ich war im Zerrhum. Man kann einen halb sehen.

Nach meiner Rückkehr nach St. Louis steckte ich den Brief von Emil Dar Mutter zum zweiten Mal an den Spiegel.

Der Winter trat mit seiner ganzen Strenge ein, ein Schrecken für diejenigen, die sich nicht durch einen langen Aufenthalt in den Colonieen an die verderblichen atmosphärischen Einflüsse gewöhnt haben, welche diese Jahreszeit mit sich bringt. Man glaube nicht, daß dieser Winter irgend eine Aehnlichkeit mit unserem europäischen hat. Der Winter ist die Zeit unerträglicher Hitze, und in unserem Clima gänzlich unbekannter Stürme. Die Erde scheint sich dann in jenen heißen Zonen wie zur chaotischen Urzeit zu zerklüf-

ten. Ein dichter, anhaltender Regen strömt unaufhörlich aus der grauen Himmelsdecke; Winde aus allen Erdstrichen entwurzeln die stärksten Bäume und treiben Flüsse aus ihrem Bett. Läßt Regen und Wind einige Stunden nach, so brennt die Sonne glühender als je; sie scheint sich der Erde zu nähern, um sie auszutrocknen. Der Ostwind stürzt sich auf den Sand, häuft über die leichten Wellen, und verbreitet die vernichtenden Atome durch die Luft. Die Luft ist heiß, die Erde brennend, der Fluß lau. Alles was man berührt schwitzt und siedet. Jeden Augenblick glaubt man, die Strohblütten der Neger sich entzünden zu sehen. Ziegeln und Steine verkalken und werden zu Staub, und die Glascheiben springen in ihren vertrockneten Rahmen. Nackend erstickt man; im Liegen siedet das Blut; stehend rinnt das Wasser von der Stirn bis zu den Füßen; innen Feuer, äußerlich Feuer.

Wehe dem Europäer, der während des Tages, oder an einem heitern, dem Anscheine nach so wohlthuenden Abende ausgeht! Wehe dem, der im Vertrauen auf den gestirnten Himmel, in der Nacht — den wundervollen Nächten Afrika's, am wundervollsten eben im Winter — Ruhe und Erquickung von den brennenden Schmerzen des Tages sucht! Er wird die tödliche Luft einathmen, die dann aus den Seen und Wäldern aufsteigt. Seine Brust wird das Gift des ringsum abgestorbenen Erdbodens einsaugen, der gleichsam in Fäulniß übergegangen, um von Neuem zu blühen. Eine allgemeine Entkräftung wird ihn befallen, und bis auf das Mark nagen; sein Gesicht wird gelb, die Glieder krümmen sich, sein Fleisch schmilzt ab wie beim Feuer, wenn ihn das Uebel nicht gewaltsamer ergreift und nach wenigen kampfvollen Stunden hinrafft. Diese Krankheit, welche nach climatischen Verhältnissen einen andern Charakter annimmt, und andere Namen bekommt, heißt hier Typhus, dort das gelbe Fieber, am Senegal Dysenterie oder Cholera.

Diese furchtbare Pest, welche sich von der Cholera nur durch einen immerwährenden Blutfluß unterscheidet, entvölkerte eben damals die Colonie am Senegal, vorzüglich die Hauptstadt St. Louis, wo ich mich aufhielt. Ich kann sagen, daß ich eine Vorempfindung der Cholera gehabt, auf die ich sehr stolz bin. Schon früher hatte ich die langenzüge von Särgen erblickt, hatte die Genossen des Abends am anderen Morgen zum Kirchhofe geleitet, und die Lebensfrage an einem unbedeutenden Uebermaß im Essen, oder einem Glas unüberlegt getrunkenen Wassers schweben sehen.

Die Leute starben rings um mich in Unzahl; die ältesten Colonisten, die Ureinwohner selbst entgingen der Epidemie oder Ansteckung eben so wenig, als die Fremden. Man begrub die Schwarzen in Kalkgruben, die Weißen in den Sand; darin bestand die ganze Verschiedenheit des Sterblichkeitscharakters.

Man kann hieraus auf die Annehmlichkeiten schließen, welche die Residenz bot; der Fluß war öde, alle französischen Fahrzeuge hatten seit zwei Monaten die Colonie verlassen, deren Handel in der Winterzeit meist ruht; die wenigen Officiere der Garnison, die durch geistige Bildung Frankreichs

Stätten übersiedelten, waren todt oder nach Galam, der Stadt des Goldstaubes, vertrieben.

Meine einzige Zerstreuung war ein regelmäßiger Spaziergang um die Zeit des Sonnenuntergangs. Dieser erstreckte sich von meiner Wohnung, am Ufer des Flusses, bis zum ziemlich nah gelegenen Palais des Gouverneurs. Ich pflegte immer um die Zeit in den Schloßhof zu treten, wo die Regimentsmusik den Nachtsch des Gouverneurs durch irgend eine Symphonie Beethoven's erheiterte. Beim Beginn meiner lyrischen Promenaden bestand das Musikchor noch aus der vorschristmäßigen Anzahl von Gliedern: Flöte, Oboe, Posaune, große Trommel, halbe Mond, Horn, Triangel, Cymbeln. Gewöhnlich war ich der Einzige, der diese von den Eingebornen verachtete Zerstreuung suchte. Auf einer steinernen Bank sitzend, träumte ich mich voll Lust in das Herz meines entfernten Vaterlandes, und versäumte keinen Abend, mich auf diesem Plage einzufinden.

Eines Tages bemerkte ich nicht ohne Verdruß, daß die Flöte fehlte. Nicht daß man die Lücke im Ensemble merklich empfunden, aber ich hatte für jeden Einzelnen der braven Musiker eine wahre Zuneigung gefaßt; da ich ihnen den glücklichsten Augenblick jeden Tages verdankte. Als die Musik geendet, fragte ich den Director nach dem Grunde, warum die Flöte nicht erschienen.

„Die Flöte ist gestern an der Ruhr gestorben,“ antwortete er mir, während er das Eisenbeinstäbchen in die lederne Tasche schob. „Eine vortreffliche Flöte, die beste in der ganzen Armee. Es ist ein unersetzlicher Verlust, zumal für ein Land, wo sich schwer neue Musiker bilden lassen.“

Ich bemitleidete mit dem Director die arme Flöte, und ging trauriger als gewöhnlich nach Hause.

Das Unglück verbindet schnell. Bald war ich ein Freund der Regimentsmusiker. Die Pünctlichkeit mit der ich mich bei ihren Concerten einstellte, war ihnen nicht gleichgiltig. Ich bemerkte unter ihnen auch einen noch sehr jungen Mann, blond und zart, ja selbst ein wenig melancholisch; das Instrument, welches er spielte, schien seiner Seelenstimmung wenig zu entsprechen. Er hatte die Pfeife, und blies sie zum Entzücken, ja er wandelte sie nach Harmonie und Zartheit zur Flöte um. Sie weinte mit ihm, sang und weckte alte Erinnerungen. Wahrhaftig, er war ein Poet auf seinem undankbaren Instrumente. Auf seinen Tönen schienen die sanften Abhänge meines Vaterlandes vorüberzuschweben, unsre unter Weiden angelegten Barken, wie sie sich über das Meer neigen. Du, der durch Meere getrennt, fern vom Vaterlande gelebt, du kannst allein die zahllosen Erinnerungen nachfühlen, die ein örtlicher Duft, ein heimatlicher Accent, eine bekannte Farbe erweckt. Ich las einst in Afrika auf einer Schachtel, die von Frankreich kam: „Wilhelm, Stahlwaarenhändler zu Paris, Straße Vivienne.“ Ich küßte ehrerbietig die Schriftzüge, und weinte lange. Straße Vivienne! Paris!

Einige Tage nach dem Verlust der Flöte bemerkte ich, daß der halbe Mond nicht mehr in meine Ohren klang, und eine unselige Ahnung stieg in mir auf.

Sie war nur zu begründet. Todt, der halbe Mond wie die Flöte. Beide Musiker in einer bessern Welt.

Am vergangenen Abend hatte der halbe Mond seine Rolle auf Erden ausgespielt.

„Was wollen Sie?“ sagte mir der Director, ein ehrwürdiger Künstler mit viereckigem Haupt und rother Nase, „die Colonie hat keinen Wein mehr; es kommt kein Fäßchen mehr von Bordeaux. Man gibt uns Rum zu trinken, und Rum in Wasser bringt uns um.“

Ich wagte nicht, dem Director den Einwand zu machen, daß vielleicht eben der Rum ohne Wasser den unglücklichen halben Mond getödtet habe.

(Schluß folgt.)

George Joachim Zollikofer.

(Schluß.)

Was Leipzig betrifft, so soll schon der 1786 verstorbene Professor der Theologie Schwarz zu Leipzig, an einem neuen Gesangbuche für die Stadt Leipzig, wie wenigstens die Rede ging, welcher sich Referent genau erinnert, oder gar wie andere wollten, an einem allgemeinen Landesgesangbuche, längere Zeit gearbeitet haben, welches Letztere aber schwerlich Glauben verdient, aber auch das Beschwermliche dieses Unternehmens gefühlt, und es gegen seine Freunde geäußert, sein unvermutheter Tod aber diese Arbeit unterbrochen haben *).

*) Bis in die allerneueste Zeit hat sich kein Leipziger Prediger eines so ungemein starken Beifalls zu erfreuen gehabt, als Dr. Schwarz. Die große Paulinerkirche konnte die Menge von Zuhörern noch nicht fassen. Wer nicht schon wenigstens eine halbe Stunde vor Anfang des Gottesdienstes sich in der Kirche befand, der mußte froh seyn, wenn er nur ein Plätzchen zum Sitzen bekam. Er predigte gewöhnlich wenn ihn die Reihe traf, und ließ nicht leicht einen Anderen für sich die Kanzel bestreiten, so sauer ihm auch bei seinen körperlichen Umständen (Schwarz war zu seiner Zeit die stärkste Mannsperson in Leipzig, so wie er auch unter die längsten daseibst gehörte), und übrigen Amtsgeschäften (er war auch Assessor im Leipziger Consistorio) das Predigen wurde. Die Vorträge, die ganz vorzüglichen Beifall erhielten, und die auch zum Theil gedruckt wurden, und Referent sämmtlich gehört, sind folgende: 1) Die gerechte Freude evangelischer Christen am dreihundertjährigen Gedächtnistage der Geburt des großen Luther, am 21. Trinitatis-Sonntage den 9. November 1783 gehalten. 2) Gottes mächtige Unterstützung des von aller Welt verlassen Luther's, auf dem Reichstage zu Worms, am Reformationsteste 1785, gehalten. 3) Von den Verdiensten guter Lehrer der Religion, und von der Pflicht sie zu schätzen und zu preisen, die Gedächtnispredigt auf seinen Collegen und intimen Freund, den Professor und Superintendent Dr. Körner zu Leipzig, am 2. Januar 1786 gehalten. Diese Predigt, die Schwarz unter Strömen von Thränen

Zollikofer hat sich also gewiß durch seine Sammlung geistlicher Lieder, nicht bloß um seine, sondern auch um andere evangelische Gemeinden, ja man kann sagen, überhaupt um die evangelische Kirche ein bleibendes Verdienst erworben.

Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode wollte er bei abnehmenden, besonders Körperkräften, sein Amt niederlegen, und sich in sein Vaterland begeben; aber auf dringendes Bitten seiner Gemeinde ließ er sich bereuen, auf seinem Posten auszuhalten. So schmerzhaft auch sein Krankenlager war, so ertrug er doch diese Leiden mit der Geduld eines Weisen und Christen, der über Grab und Verwesung in jene Welt der Belohnung hinüberblickt, und sah dem Tode mit ruhiger Gemüthsverfassung entgegen. Sein Leichenbegängniß war sehr feierlich und zahlreich, über 300 Studenten, unter welchen auch Referent sich befand, einige Doctores jur. und med. und die Kaufmannsdienner der französischen Colonie, ganz schwarz gekleidet und in langen Trauermanteln, wie sie damals gebräuchlich waren, gingen Paarmweise hinter dem Leichenwagen, und in zwölf hintereinander fahrenden Kutschen, die Referent auf dem Gottesacker gezählt hat, befanden sich aus der evangelisch-lutherischen Confession: der Rector der Universität, Pezold, der Capitular und Professor der Theologie, Morus, der Professor und Superintendent Rosenmüller, der geheime Kriegsrath und Bürgermeister Müller, Dr. und Professor Platner, der mittlere Diakon an der Thomaskirche Bernhardt, der Kreissteuereinnnehmer Weisse, und noch einige Andere, auf die ich mich nicht mehr so genau besinnen kann. Es war das erste Mal, daß man viele Studenten, besonders Juristen und Mediciner, mitunter aber auch Theologen bei dieser Leiche in bunter, doch modester Kleidung, mit einem schwarzen Flor am Arme, sah, welches nachher mehr gebräuchlich wurde. Unter der großen Menge Zuschauer, welche sich auf dem Marktplatz versammelt hatten, bemerkte man auch den Vater Schneider von der katholischen Capelle. An Zollikofer's Grabe flossen unzählige Thränen, jeder wahre Christusverehrer, besonders seine Gemeinde hätte ihm ein viel längeres Leben gewünscht, denn obschon seine Todesstunde längere Zeit zuvor gefürchtet wurde, so kam sie doch noch zu früh. Doch sein Andenken

hielt, war so zahlreich besucht, daß auch auf den Altarstufen sich Zuhörer versammelt hatten. Schwarz starb auch noch gegen Ende des gedachten Jahres. Sein Leichenbegängniß war sehr feierlich. Mehrere hundert Studenten in ganz schwarzer Kleidung gingen Paarmweise hinter dem Leichenwagen, und in einer der vielen Kutschen befand sich auch der geheime Kriegsrath und Bürgermeister Müller. Müller fuhr selten zur Leiche, und lehnte die an ihn ergangenen Einladungen unter mancherlei Vorwand ab, selbst bei den Begräbnissen mancher seiner Collegen wurde er vermißt. Wenn er diese letzte Ehre erwies, das mußte ein Mann seyn, den er ganz vorzüglich schätzte, wie dieß der Fall bei Schwarz, und späterhin bei Morus, und wie bald auch noch wiederholt gesagt werden soll, dieses bei Zollikofer der Fall war.

wird in der evangelischen Kirche nie untergehen. Auch nach dem Tode lebt er hienieden noch fort, denn:

Die Hülle, die ihn hier umschwebte,
Und die sein edler Geist belebte,
Zerfiel, doch Zollikofer lebt;
Er lebt hier fort in seinen Lehren,
Und lebt dort in der Geister Sphären,
Wo Sokrates und Jesus lebt.

Ein Prediger der evangelisch-reformirten Confession zu Halle, schloß in der dasigen Domkirche den nächsten Sonntag nach Zollikofer's Tode seine Predigt, in welcher er Zollikofer's in den rührendsten Ausdrücken Erwähnung gethan, mit den Worten:

Vollendeter! genieße Du
Im Grabe nun die stille Ruh'.
Einst gehn auch wir, o Herr der Zeit!
Durch Tod und Grab zur Ewigkeit.

M. Bergmann.

Literarisches Museum.

Gedanken über Kritik und Recensenten.

(Fortsetzung.)

Freilich ist es wohl möglich, daß er nie von diesem Lobe erfahren mag, denn die Vernunft kann Jenen verbieten, sich nicht in einen Streit gegen die Menge einzulassen, wo sie, ohne Jemem zu nützen, vielleicht selbst mit unterliegen müßten. Doch das Gefühl, daß es solche Menschen gibt, wird der Verkannte in sich tragen — und dieß Gefühl ist beseligend genug, ihn für alles Ungemach zu entschädigen. —

Aber ein noch größerer Feind, wie Interesse für den Autor, ist der Kritiker Interesse für den abgehandelten Gegenstand. — Wenn wir, und auch Andere, die uns und den Beurtheilten wirklich oder aus unseren Schriften kennen, bald das persönliche Interesse errathen und ihm abzuwehren suchen (ich rede hier immer von Recensenten, denen es darum zu thun ist, eine gute Kritik zu liefern, ohne daran zu denken, selbst Vorbeeren zu erndten) so liegt die Vorliebe für den Gegenstand weit tiefer. — Er liegt oben auf, werden Einige schreien, ein Mensch liebt Gedichte, einer Romane u. s. w., wenn mir solcher Einwurf gemacht wird, dann ist es einmal an mir zu lächeln.

Vielleicht aber habe ich mich schlecht ausgedrückt und man versteht mich besser, wenn ich sage, daß ich weder Interesse für eine besondere Wissenschaft oder Kunst allein meine, sondern die Vorliebe, die man für etwas hat, was man selbst bearbeiten wollte. So hat man Interesse für das Werk eines Andern, wenn es vielleicht eine eigne Liebe aus der romantischen, grillenhaften Jugend ist; aber das Interesse wird immer gegen den Gatten gerichtet seyn. So wie hier das Gegen vorherrschend

ist, so nicht minder auch da, wo wir ein Thema, das wir lange mit uns herumgetragen haben, und das uns so lieb geworden ist, daß wir es eben bearbeiten wollten, vielleicht schon angefangen haben, wenn wir dieß Thema plötzlich bearbeitet finden. Und wie der Fremde in unserem Beispiel wehmüthig auf das Weib blickt, für sich denkend, wie viel besser würdest Du es bei mir gehabt haben, — so auch der Mann, der sein Thema vor sich ausgearbeitet liegen sieht, „ist es möglich, daß er es so gut ausgearbeitet haben kann, wie Du es gemacht hättest, hat er es wohl auch so lange im Kopfe mit sich herumgetragen, und so viel daran gedacht wie Du — ist es nicht vielmehr das stück-tige Werk einiger müßiger Stunden?“ —

Mit diesem Vorurtheile wird er zur Kritik schreiten, wie feindlich wird ihm alles begegnen, was nicht so ist wie er es gedacht, wie wird er Alles, was mehr ist, wie er wohl geschrieben hätte, als überflüssig verwerfen; gleich als wenn er das geliebte Weib an einen Mann geschmiedet findet, den er hassen muß. — Wie er aber minder die Frau bedauern wird, wenn sie seinem Freunde zu Theil ward, der mit ihm gleich denkt und handelt, — wie er dann nur für sich selbst Wehmuth fühlt, daß ihm die Geliebte nicht zu Theil geworden; so wird auch der Kritiker erst im Unmuth beruhigt, dann nach und nach für die Arbeit gestimmt, wenn er sie nach seinem Sinn, nach seiner Art zu denken angelegt und ausgeführt findet.

(Schluß folgt.)

Notiz.

[Schiller's Gustel von Blasewitz.] Das Dörfchen Blasewitz, am linken Ufer der Elbe, ein Stündchen von Dresden gelegen, ist schon als der Geburtsort des Capellmeister's Raumann bekannt worden. Noch mehr aber durch den häufigen Besuch Schiller's, welcher, wie man weiß, eine Zeitlang das dem gedachten Dörfchen am andern Ufer gegenüber liegende anmuthige Loschwitz bewohnte. Ob Schiller's Besuche auch der allerliebsten Gastwirthstochter in Blasewitz galten, vermag man nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Kurz, wegen ihr hatte sich der Gasthof zu Blasewitz eines starken Besuchs zu erfreuen, und Schiller verewigte sie bekanntlich in seinem „Wallenstein's Lager“ unter dem Namen der „Gustel von Blasewitz.“ Diesen Namen führte sie in der That. Späterhin heirathete das hübsche Mädchen ein geachteter Mann in Dresden, wo sie noch jetzt, als hochbejahrte Witwe, sich aufhält. —

Auf Boerne's Grab.

Du liebstest Deutschland, darum schaltest Du's,
Du, Deines Deutschlands zürnender Genius;
Sei Dir die Erde leicht, Dein Himmelsgruß
Dir süßen Freiheitstraumes Hochgenuß!

Fr. Niemann.